

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Allpreussischen Zeitung“.

Nr. 175.

Elbing, den 29. Juli.

1894.

Schein und Sein.

Touristen-Novelle von B. von Bingo.

Nachdruck verboten.

6)

Seitwärts der großen Verkehrsstraße hatte der reiche Handelsherr van der Broek — Chef der Firma van der Broek und Comp. — eine Villa bezogen, welche er mit Frau und Nichte bewohnte. Mit Ausnahme eines alten Dieners war die Dienerschaft dort gemiethet worden. Der alte Herr hatte sich ein hübsches Plätzchen ausgesucht. Das im Schweizerstil erbaute Haus stand von der Straße etwas zurück und war rings mit einem buschigen Garten umgeben. In dem Gestrüch nisteten Singvögel, und fanden Abends die Fenster offen, so grüßten hinein in die Zimmer die Veder der kleinen Sänger, welche ihre süßen Geheimnisse der stillen Nacht anvertrauten und ihre wunder-samen seelenvollen Jubel- und Klageklänge un-
unterbrochen erschallen ließen, als wäre Sehnsucht nach dem Auszuge nur ein kurzer Wonne-rausch, den auszukosten keine Minute versäumt werden dürfte.

Der alte Handelsherr van der Broek aus Ostindien liebte das Hin- und Hergewoge in den großen Hotels nicht — keineswegs, weil er ein Sonderling war, der sich unter anderen Menschen nicht wohl fühlte — sondern nur weil er, wenn es sich thun ließ, ungern eine gewisse Bequemlichkeit vermißte, welche in den Hotels beim besten Willen, trotz der bedeutenden ihm zur Verfügung stehenden Geldmittel, nicht zu erlangen war.

Da er eine junge Frau besaß, welche er abgöttisch zu lieben schien, so hatte er schon lange vorher den Auftrag gegeben, die gerade leer stehende Villa für ihn zu mietzen und einzurichten. Er war genehmen, einen längeren Aufenthalt in Interlaken zu nehmen. Als er nun vor kurzem mit Frau und Nichte und von seinem alten ostindischen Diener Tobias begleitet eintraf, fand er Alles zu seiner Bequemlichkeit hergerichtet — den Koch in der Küche — Pferde im Stall — kurz alles, wie der große Reichthum des indischen Nabob es verlangen konnte. — Der Handelsherr war ein Mann, der gern nach hergebrachten Gewohnheiten lebte — zur stimmten Zeit nicht eine Minute früher, nicht

eine Secunde später, seinen Thee nahm, zur bestimmten Stunde dinirte — und mit dem bestimmten Glockenschlag zur Ruhe ging. — Ein Bedant war er deswegen nicht — er liebte die regelmäßige Eintheilung des Lebens, ohne, wenn die Nothwendigkeit es erforderte, durch eine Ausnahme von der gewohnten Regel sich den Tag zu verbittern. Mit Ausnahme der Mittags- und Abendmahlzellen ließ er Jedem in seinem Hause die vollständigste Freiheit, über die Zeit Dispositionen zu treffen und beschränkte Frau und Nichte durchaus nicht. Nur zu diesen Stunden hatte er sie gern pünktlich um sich, und konnte ernstlich drummen, wenn sie dieselben nicht inne hielten. Die Falten auf seiner Stirne währten aber nie lange — Frau und Nichte küßten sie fort.

Die van der Broek'schen Damen hatten bei ihrem ersten Auftreten Aufsehen erregt — durch ihre eigenthümlichen Erscheinungen und kostbaren Toiletten. In letzterem Punkte wurden sie aber von einer Dame in den Schatten gestellt, welche alles andere neben sich verdunkelte, selbst eine regierende Fürstin, die sich einige Zeit in Interlaken aufhielt und durch Toilettenkünste zu glänzen liebte. — Es war dies die Gräfin Lucia Gloria de la Valeria — welche im Hotel Viktoria abgestiegen war, mit einem alten Diener als Rettercourter. — Durch Vermittlung des Baron v. Malotti, welcher mit seiner Tochter ebenfalls im Viktoriahotel wohnte und die Gräfin auf der Reise kennen gelernt hatte, waren die van der Broek'schen Damen mit derselben bekannt geworden. — Die Tochter des Baron v. Malotti war ein junges, herziges, schüchternes Mädchen, eine Knospe, die sich erst entfalten mußte, und wie ein verschüchtertes Reh sich scheu von der Gesellschaft zurückzog, worüber ihr Vater oft ungehalten wurde, und sie hart anklebte. — Anders die Gräfin Lucy, wie sie sich nannte. Sie war eine pikante Schönheit. — Ihr Antlitz, wenn auch in seinen Details nicht schön und regelmäßig, strahlte in seinen Zügen die Wärme und Leidenschaftlichkeit des Charakters zurück. Die Hautfarbe war blendend weiß, wobei es ungewiß blieb, ob durch Kunstmittel oder von Natur. — Das üppig lange starke Haar hatte jene feuerrothe Farbe, welche dasselbe im Sonnenschein wie Flammen erglänzen ließ; es war in zwei langen Zöpfen geflochten, so daß Jeder sehen sollte, es sei das

eigene. — Die Augenbrauen waren äußerst fein geschnitten und, wo es fehlte, von der Kunst nachgezogen — große und dunkle Augen glühten in jenem feuchten Glanze, welcher das Merkmal creolischer Schönheit ist. Gräfin Luch war außerordentlich schön gebaut — jede ihrer Bewegungen athmete Anmuth. — Die ganze Gluth des sonnigen Klimas, in welchem sie geboren und aufgezogen war, schien sie zu erfüllen; ihr Temperament, ihre Einbildungskraft, ihre Leidenschaften, Alles glühte in ihr durch mit seiner feurigen aber gefährlichen Wärme. — Gräfin Luch war die Wittwe eines reichen Pflanzers auf Kuba, hatte ihre Pflanzungen dort verpachtet und ihr einziges Töchterchen in eine Pension nach Paris gebracht, — von dort war sie direct nach der Schweiz gereist. — Es konnte nicht fehlen, daß diese interessante Dame, welche außer der pikanten Erscheinung, welche sie begehrenswerth machte, noch der Glanz des Reichthums umgab, sehr bald einen Zug von Trabanten anzog, welche ihr zu Füßen lagen. Wenn sie auf der Promenade erschien, war sie von einer großen Anzahl habitués — alten und jungen — umgeben.

Die van der Broek'schen Damen hatten Luch gegenüber eine kühle Zurückhaltung beobachtet, während Gräfin Luch gerade ihnen gegenüber äußerst zuvorkommend sich benahm und eine Annäherung und größere Intimität äußerst nahe legte. Das Bindeglied bildete Baron v. Malotti und dessen anspruchlose Tochter Klara, welche den Umgang mit der spanischen Gräfin cultivirten. Lediglich der Bekanntschaft des Barons mit Herrn van der Broek zuliebe und aus Mitgefühl für die schüchterne Klara, welche unter dem strengen Regiment des Waters zu leiden schien, hatten die van der Broek'schen Damen sich von dem ihnen durchaus unshympathischen Umgang nicht zurückgezogen.

Eines Tages sehen wir den Lieutenant v. Wislab in Begleitung seines Freundes, des Assessor Romberg, die Hauptpromenade in Interlaken hinab wandern und in die Quersstraße nach der Villa van der Broek einbiegen.

Die beiden Freunde hatten mehr als acht Tage gebraucht, bis sie nach Interlaken gekommen waren. Vergeblich hatten sie am nächsten Tage in der Gegend des Bahnhofes sich auf die Lauer gelegt, um hier die interessanten Damen noch einmal zu Gesicht zu bekommen. Alsdann hatten sie einen Absteher nach Genf gemacht, weil Wislab meinte, einmal in Interlaken angelangt, würden sie den Genfersee gar nicht mehr zu sehen bekommen und nach Interlaken kämen sie immer noch früh genug. Nachdem sie auf den Ausflug in die Suisse romande acht Tage verbracht, Chamounix und den Montblanc gesehen, gingen sie über die Vemmi an den Thunersee. Der Thunersee, umgeben von Riesen der Hochalpen, hatte ihre wunderung nicht minder erregt, als die Untheil des Genfersee's. Sie hatten sich Zeit genommen — Thun und seine von den Fremden

oft nicht genug gewürdigte Umgebung genossen — den Miesen bestiegen und hatten endlich Interlaken erreicht — mit schwerem Herzen, wie Wislab dem Freunde gestand. Im Grand Hotel Victoria waren auch sie abgestiegen und befand sich heute Wislab, der in Interlaken einen Brief seiner Mutter vorgefunden, welche ihm die bereits erfolgte Ankunft der van der Broek'schen Familie in Interlaken anzeigte, auf dem Wege, den neu angeheiratheten Vetter und dessen Nichte kennen zu lernen, sowie seine „Todtentopf“-Cousine wiederzusehen.

„Hier verlasse ich Dich,“ — sagte Romberg und reichte dem Freunde die Hand — „den Kopf in die Höhe, Ferdinand! Du thust ja, als ob Du zur Condolenzvisite gingeist und willst doch zur Brautschau. Wenn es nicht unpassend wäre und ausdringlich aussähe, würde ich Dich begleiten. Es findet sich schon später eine Gelegenheit, mich vorzustellen — ich verschaffe Dir dann die Muße, Deine Zukünftige gründlich kennen zu lernen, indem ich Herrn und Frau van der Broek beschäftige.“

Der Assessor lehrte auf die Hauptpromenade zurück.

Gedankenvoll schritt Ferdinand von Wislab weiter, der van der Broek'schen Villa zu. Vor dem freundlichen, in schönem Style gebauten Hause stand er still. Ein kleiner bieder Herr mit einer tiefschwarzen Perrücke auf dem Kopfe, eine lange thönerne Pfeife im Munde, saß in behaglicher Ruhe vor demselben in einem bequemen Lehnstuhl — auf dem Tische vor sich eine Tasse Thee — und las die Zeitung. — Als Ferdinand sich näherte, legte der alte Herr seine Zeitung bei Seite, stand langsam auf und trat wohlbedächtig einen Schritt vor.

„Habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn van der Broek zu sehen?“ sagte Ferdinand und betrachtete die kleine Figur, die in bewegloser Ruhe vor ihm stand, mit immer größer werdendem Erstaunen — das war ja der alte Herr von dem Schänkli, der zu den beiden Damen in die Droschke stieg. — Sollte es möglich sein, daß —

„Zu dienen,“ — unterbrach Herr van der Broek diese Reflexionen. — „Und Sie, mein Herr?“ hob der Kleine wieder an und betrachtete Ferdinand ebenfalls scharf, ohne indeß sein Pfeifchen auszuheben zu lassen. — Auch ihm mochte eine dunkle Erinnerung aufstehen, den vor ihm stehenden Herrn schon irgendwo gesehen zu haben.

„Ich bin Ferdinand von Wislab.“

„Willkommen! Willkommen!“ rief der alte Herr — „bester Vetter — seien Sie mir herzlich willkommen.“ Er umschlang den jungen Mann so festig, daß die Thonpfeife in tausend Stücke zerbrochen auf der Erde lag. Schnell, als ob dieses Unglück alle Electricität von ihm abgelenkt habe, ließ er ihn los, machte eine höfliche Entschuldigung wegen seines Angeklümmes und nöthigte nun mit echt holländischem Phlegma Ferdinand, Platz zu nehmen.

„Setzen Sie sich her zu mir, bester Vetter! Hier ist ein schattiges Plätzchen — stecken Sie sich eine Cigarre an — und erlauben Sie mir, ein neues Pfeifchen anzubrennen.“ — sagte van der Broef. Er nöthigte Ferdinand, auf einen zweiten großen Lehnstuhl Platz zu nehmen, der mit dem Rücken nach dem Hause stand.

Ferdinand konnte die Einladung nicht ablehnen; er setzte sich und versuchte, den mächtigen Stuhl seitwärts zu schieben, damit er doch wenigstens das Haus im Auge behalten konnte. Er hatte eine Glashür vorher bemerkt, hinter welcher er die Damen vernunthete, von denen er jetzt wußte, daß es die gesuchten Unbekannten waren. Vergebens, der schwere Stuhl bobrte sich immer tiefer in die trockene Erde ein und wich nicht von der Stelle.

„Meine Damen werden es gewiß bedauern, die Fahrt nach Wönigen unternommen zu haben, welche sie des Vergnügens beraubt, schon jetzt die Bekanntschaft zu erneuern. Sie wollten eine kleine Wasserfahrt auf dem Brinzeesee unternehmen.“

„Alein haben sich die Damen auf das Wasser gewagt?“ fragte Wtjlab neugierig.

„Bitte um Verzeihung! Wo denken Sie hin — in großer Gesellschaft — Baron von Maloiti hat sie begleitet — außerdem haben sich die Gräfin Valeria und die Tochter des Barons angeschlossen.“ — antwortete Herr van der Broef.

„Meine Frau ist überdies auf dem Wasser so ängstlich, daß sie gewiß nicht allein einen Kahn betreten würde. Hierbei hat sie nicht meinen Rath — oder den der Gräfin — die Gräfin Valeria müssen Sie kennen — einen stahlblauen Leibrock und Weste, bis auf die Knöchel reichenden engen stahlblauen Rock, den Rembrand-Sut auf dem Kopf — die Cigarre im Munde, den Stock in der Hand — ein captales Weltsbild — ist sie ganz darnach angethan, jungen Perlen den Kopf zu verdrehen.“

„Werden die Damen bald zurückkehren?“ unterbrach Ferdinand die Lobpreisung des alten Herrn.

„Wahrscheinlich — zwar hatte Herr v. Maloiti vorgeschlagen, bis nach Iseltwald zu fahren und dort zu diniten — doch hoffe ich, man wird sich eines Bessern besonnen haben — sonst kommen sie vor Abend nicht zurück.“

Das war ein Donnerschlag für Ferdinand's Ungeduld — welche jetzt, nachdem er bestimmt wußte, daß er die Verlorengelauten wiedergefunden hatte, auf das Höchste gestiegen war. Und das Schlimmste war, daß diejenigen, der seine Sehnsucht hauptsächlich galt — seine Cousine Asta, welche Perle er seiner Zeit achlos bei Seite gemworfen — jetzt für immer für ihn verloren war; — konnte dieselbe sich glücklich fühlen an der Seite dieses zwar äußerst gemüthlichen, aber unansehnlichen alten Mannes, nachdem sie sich so entwickelt hatte? — Was durfte sie ihm noch sein? — Und die Mächte,

der seine Aufmerksamkeit gelten mußten? — Diese Gedanken kreuzten durch das Hirn in wildem Gedränge.

„Sie werden nun wohl bis zur Wiederkunft der Frauen mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen müssen, lieber Vetter!“ sagte ironisch lächelnd der alte Herr, als Ferdinand in Gedanken versunken vor ihm im Lehnstuhl saß. „Unter uns gesagt, Ihre Frau Mutter hat mich mit Ihren Wünschen bekannt gemacht in Betreff meiner Nichte Ellen. Sie haben dieselbe ja auf dem Schänztl kennen gelernt — aber Sie haben mir noch gar nicht gesagt — wie Ihnen Ihre zukünftige Fräulein Braut gefallen hat?“ begann der kleine dicke Holländer wieder. „In Ihren Jahren,“ — fuhr er wieder gesättigt lächelnd fort — „electisirte mich jedes Kind — nun, wie gefällt Ihnen Ellen?“

„Ganz vortrefflich! ganz vorzüglich!“ sagte Ferdinand ganz zerstreut und sprang auf — ihm wurde es sieden heiß — er hätte sich am liebsten empfohlen.

„Lobi,“ — rief Herr van der Broef dem alten Diener entgegen — „Herr v. Wtjlab be-sieht etwas.“

„Nichts — gar nichts!“ sagte Ferdinand in Verzweiflung und setzte sich schnell wieder in den Lehnstuhl.

(Fortsetzung folgt.)

Manngfaltiges.

— **Deutsche Verhältnisse in russischer Beleuchtung.** Ein hoher russischer Würdenträger, der sich unlängst längere Zeit in Berlin und in einem deutschen Badeorte aufgehalten hat, hat sich seiner Umgebung gegenüber sehr freundlich über unsere deutschen Verhältnisse geäußert. Einiges von dem, was er über seine Erfahrungen in Deutschland berichtet, wird für unsere Leser nicht ohne Interesse sein. Mit Vorliebe erzählt Se. Excellenz einen kleinen Scherz, der ihm im Thiergarten begegnet ist und der ihm offenbar viel Vergnügen gemacht hat: „Eines Morgens ging ich mit einem älteren Herrn im Thiergarten spazieren. Das Gehen wurde mir sauer; das Wetter war ziemlich schwül, und ich schwitzte. Ich nahm deshalb mein Taschentuch und steckte es vorn in die Brust, um es leichter benutzen zu können. Beim Gehen fiel es mir aber aus dem Rock. Noch ehe sich einer von uns bücken konnte, trat ein etwa zehnjähriger Junge heran, hob das Tuch auf und reichte es mir. Während ich ihm danke, steckte ich es wieder in die Brust. „Nanu“, sagt der Junge, „nu stecken S' et ja wieder da oben rin! Nu wird et Ihnen gleich wieder runterrutschen. Haben Se denn hinten keene Taschen?“ Spricht's, geht um mich herum

hebt die Köpfe auseinander und sagt mit einem gewissen Vorwurf: „Sehen Sie wohl, da haben Sie ja welche!“ Dann trollte er, ohne sich nach uns umzusehen, seiner Wege, während wir uns vor Lachen schüttelten.“ Sehr günstig hat sich die russische Exzellenz über das Hotelpersonal ausgesprochen: „Die Bedienung ist ganz vorzüglich. Die Kellner sind vom Scheitel bis zur Sohle tadellos sauber. Sie haben in ihrer Haltung nichts Untertwürfiges; sie sind aufmerksam ohne Aufdringlichkeit, haben vorzügliche Augen, fragen deshalb wenig und geben kurze und klare Antwort. Als ich im Bade war, hatte ich einen Zimmerkellner, der am dritten Tage alle meine Bedürfnisse kannte, als hätte ich sie ihm zu Protokoll gegeben. Er war ein hochgewachsener Mensch in der Mitte der vierzig Jahre. Eines Morgens meldete er mir, daß er bis zum folgenden Tage vom Dienst befreit sei, aber einen Kollegen mit allen meinen Befehlen vertraut gemacht habe. Eine Stunde später wollte ich einen Spaziergang machen. Als ich in den Hausflur trat, sah ich meinen Kellner mit dem Schweizer (Portier) sprechen. Er trug einen Cylinder, einen tadellosen, schwarzen Anzug und im Knopfloch das Eisernes Kreuz. Ich ging auf ihn zu und er machte die übliche, nicht zu tiefe Verbeugung. „Sie tragen das Eisernes Kreuz, Kamerad?“ fragte ich. „Ja wohl, Exzellenz.“ Aber bei dem Worte Kamerad war aus dem Kellner der Soldat erstanden. Im Nu schlossen sich die Hacken, der Körper nahm die militärische Haltung an, und der Cylinder preßte an die Hofennacht. „Wo erhielten Sie die Auszeichnung?“ „Nach der Schlacht bei Mars la Tour, Exzellenz!“ — Nichts mehr und nicht weniger; ein Ruffe hätte mir eine halbstündige Erzählung gemacht.“ Auch den weiblichen Dienstboten hat die russische Exzellenz ihr Lob gespendet. „Eigentlich sieht man sie nur, wenn man kommt und geht. Sie sehen blitzsauber aus und sind allesammt von einer gewissen koketten Freundlichkeit, gewandt, beweglich und viel zierlicher als die Russinnen. Begegnet man ihnen auf dem Corridor, so zupfen sie erst an Schürze, Haube und Schleifen herum, um dann ihren Knig zu machen, den Kopf zur rechten Schulter zu neigen und lächelnd zu sagen: „Guten Morgen, Exzellenz.“

— **Der maschinelle Betrieb der Wissenschaft.** Die „Neue Revue“ (Wiener Literaturzeitung) schreibt in ihrer dieswöchentlichen Nummer: Der maschinelle Betrieb der Wissenschaft scheint die Lösung der nächsten Zukunft zu sein, wie aus einer Mittheilung hervorgeht, die unlängst ein technisches Fach-

blatt brachte. Es heißt dort nämlich, daß an der Universitäten des praktischen Amerika, welches es bekanntlich „besser hat“, seit einiger Zeit sich der Brauch eingebürgert, bei Vorträgen von Professoren einen Phonographen aufzustellen, welcher dann dem wissbegierigen Studiosus, wenn er bei den Vorbereitungen zur Prüfung im Lehrbuch auf eine unklare Stelle stößt, nach einigen Umdrehungen der Kurbel die betreffenden Worte des Professors klar und deutlich vorzozit. Unschonbar, wie sie ist, dürfte diese Nachricht doch dem aufmerksamen Beobachter manchen interessanten Ausblick in die Zukunft erschließen und sie mag vielleicht in Fachreisen sogar einige Bestürzung hervorgerufen haben. Wie man sieht, macht nämlich das vereinfachte Lehrsystem, welches sich jenseits des Ozeans das Terrain erobert, den Professor ziemlich überflüssig. Hat er einmal im Leben seinen Vortrag in den Phonographen hineingesprochen, so mag er sich von diesem Augenblick an in tiefes Schweigen hüllen, ja, wenn er will, sogar einer anderen Beschäftigung zuwenden — der Phonograph besorgt das Weitere. Man hat hierbei auch den Vortheil, daß der Apparat, dem ein Gelehrter seinen Geist eingehaucht, dessen Lehramt in mehreren Städten zugleich mühelos versehen kann, und daß Universitäten, welche ihren Hörern größere Anregung zu bieten wünschen, von Zeit zu Zeit mit geringen Kosten hervorragende Juristen oder Naturforscher untereinander austauschen können, selbstverständlich wohl verpackt in einer Kiste oder einem Futtermal. Skandale und Demonstrationen gegen einen solchen Professor entfallen dann in Zukunft von selbst, umso mehr, da ja auch für den Studenten die Nothwendigkeit fortfällt, selbst den Hörsaal zu besuchen. Er kann sich dort gleichfalls durch einen Phonographen vertreten lassen, der ihm das Gehörte daheim mit wörtlicher Treue wiederholt. Ein Lehrsaal an einer zukünftigen Universität würde also vor Allem auf dem Ratheder einen von Weisheit gesättigten Apparat enthalten, der Belehrung spendet, und daneben ein zahlreiches Auditorium von jungen Phonographen, welche andächtig zu den Füßen des Vortragenden lauschen würden.

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Ebing.

Druck und Verlag von S. Gaarz
in Ebing.